

Marica Bodrožić

Pantherzeit

Vom Innenmaß der Dinge

OTTO MÜLLER VERLAG

Die Drucklegung dieses Buches wurde gefördert
durch die Kulturabteilungen von Stadt und Land Salzburg.



STADT : SALZBURG



LAND
SALZBURG

www.omvs.at

ISBN 978-3-7013-1287-0

© 2021 OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG-WIEN

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Media Design: Rizner.at

Druck und Bindung: Florjancic Tisk

Umschlaggestaltung: Leopold Fellingner

Man verändert die Dinge nicht, indem man gegen die bestehende Wirklichkeit ankämpft. Um etwas zu ändern, muss man ein neues Muster erschaffen, das das bestehende hinfällig macht.

Richard Buckminster Fuller

Der Panther. Paris. Im Jardins des Plantes

Sein Blick ist vom Vorübergehen der Stäbe
so müd geworden, dass er nichts mehr hält.
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
und hinter tausend Stäben keine Welt.

Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,
in der betäubt ein großer Wille steht.

Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille
sich lautlos auf –. Dann geht ein Bild hinein,
geht durch der Glieder angespannte Stille –
und hört im Herzen auf zu sein.

Rainer Maria Rilke

Der Frühling ist gekommen. Seine Schönheit und sein Licht sind überirdisch wirksam. Mit der wärmenden Sonne ist unsere Innenzeit einhergegangen. Auf der ganzen Welt sitzen die Menschen in ihren Wohnungen fest. COVID-19 hat uns alle auf die gleiche Weise getroffen: als atmende Einzelwesen, die mit dem empfindlichsten Organ ihres Körpers mit allen anderen Einzelwesen verbunden sind. Vielleicht haben wir das vergessen, diese Verbindung, die die Luft uns zuweist. „Alles, was man vergessen hat“, schreibt Elias Canetti, „schreit im Traum um Hilfe.“ Diese Pandemie trägt traumhafte Züge, sie fühlt sich auf eine merkwürdige Weise zeitgleich wirklich und unwirklich an, sie agiert nach Gesetzen, die wir nicht oder noch nicht genau genug kennen. Sie hat die Regie über unsere Gedanken übernommen. Aber es gibt immer noch die Innenwelt, den Blick, der mitgestaltet, weil er genauer sieht und ein Sehen ermöglicht, das alles ändern kann.

Meine Innenwelt möchte dieser äußeren Regie der kollektiven Gedanken widerstehen, ich kann sie lesen, das genügt; also verschlingt sie mich auch nicht. Eine starke Ruhe kehrt in mich ein. Mein Kind sieht mich in diesem Augenblick an, in dem sich alles in mir neu sortiert. Gregor schaut erst unsere Tochter, dann lange und ausdauernd mich an. Ohne zu sprechen wissen wir beide, was wir in diesem Augenblick denken. Denn so viele Jahre haben wir

uns immer wieder gefragt, was in unserer Zeit an der Stelle eines Kriegs auf uns zukommen könnte, das unser aller Leben verändert. Wir haben über Wasserknappheit nachgedacht, über Klimakatastrophen, über die Gier der wenigen Reichen, über Diktaturen. Aber so etwas haben wir uns nie vorstellen können. Jetzt ist eine Zeitenwende da, und wir sind ihr Anfang, der anderen einmal Geschichte sein wird. Es könnte lange dauern, denke ich. Mein inneres Leben greift gleichsam von alleine auf tiefere Flüge der Seele zurück, die Brücke ist einmal mehr das Buch, diese Welt aus Blättern, die mir schon so viele Male das Leben gerettet hat, die mich zum Atem geführt hat, der aus der Ruhe kommt. So auch jetzt, es finden mich Texte und Sätze und Lieder, die mich aufrufen, in mir die Landschaft der Seele weiten und wachsen zu lassen, das zu stärken, was immer schon geweitet werden und immer schon wachsen wollte. Denn jetzt ist diese Zeit des Wachsens und des Werdens. Ich lese, magnetisch davon angezogen, in Hans-Werner Henzes „Phaedra-Werkbuch“ die Zeilen aus Christian Lehnerts Libretto, da spricht Minotaurus im „König der Wälder“ die Zeilen, die mir diese Innenzeit aus dem Herzinnenraum stützen: „Der Tag rennt über das Gebirge, Erscheinung/ eines unvollendeten Sees, dunstiger Spiegel./ Wir sind nackt geboren. Wir dringen/ zur Sterblichkeit vor und tanzen./ Wir drehen uns, drehen, wie ein Uhrwerk,/ wie ein Vogel kreist,/ der den Widerstand/ des Todes unter den Schwingen

fühlt und schlägt,/ singt und schlägt, wilder als alles Vergängliche.“ Minotauros ist ein Mischwesen aus Tier und Mensch, das dem Mythos nach von König Minos in ein Labyrinth verbannt wird, da sich seine Ehefrau dem wilden Stier hingab. Mit Hilfe des Ariadnefadens fand Theseus einen Weg durch das Labyrinth und tötete den Minotauros. Befinden auch wir uns in einem Labyrinth? Der symbolisch im Unsichtbaren unserer Zeit und in unserem Körper wirkende Minotauros, der Menschenfresser, wie weit wird er gehen? Und was will er eigentlich mir erzählen, wenn ich vom „wir“ zum „ich“ gehe und zum „du“ und wieder zum „wir“ und zurück zum „ich“ im Denken zurückkehre und aus der Verschmelzung heraus die Verbindungslinien abtaste?

Seit ein paar Tagen sind die Zeilen von Rilkes Panthergedicht Teil meiner Berliner Luft. Nur kurze Zeit nach Ausbruch der Pandemie, als ich mit Gregor am Esstisch saß und unsere Tochter schlief, kam das Gedicht mir mit einer solchen Nachdrücklichkeit in Erinnerung, dass ich es nachlesen musste. Die Stadt stand still wie im Traum. Blitzartig trat in meinem Bewusstsein die Empfindung auf, alle meine Nachbarn dazu einzuladen, es jeden Abend um 20 Uhr auf unseren Balkonen zu sprechen. Gregor zog sofort seinen Conrady aus dem Bücherregal. Im Haus, das wir in einem jahrelang währenden Prozess mit unseren Nachbarinnen und Nachbarn gebaut haben,

leben an die hundert Leute und mittlerweile sind Kinder zur Welt gekommen. Die Tage zuvor hatten die Menschen in Italien auf ihren Balkonen oder am Fenster gesungen. Freunde und Bekannte, denen ich von Rilkes „Panther“ erzähle, lesen das Gedicht jetzt auch in Tel Aviv, Bremen, Basel, Sieversdorf in Brandenburg, Frankfurt am Main und St Andrews in Schottland mit. Endlich ist es also Zeit für Gedichte. Meine Freundin Regina ist sofort mit der Tiefenlandschaft Rilkes verbunden. Die Gnade der Freiheit ist größer als das unersättliche Volumen unserer Wünsche. Regina weiß das, sie weiß, dass Gedichte einem das Leben retten können. Ich sehe in der Pantherzeit eine Phase der vielfachen Spiegelungen, es ist eine gebündelte Zeit, Zeit in Zeit gelegt, damit wir sie umblättern. Paul Celan hat eines seiner Gedichte „Corona“ genannt. „Es ist Zeit“, heißt es darin. Ich will schauen lernen und sehen, was die falschen Wünsche machen und was der Spiegel meiner Zeit mir sagt. Denn ein jeder von uns ist diese Zeit. Wir sind inneren und äußeren Uhren ausgesetzt. Wir sind Mitarbeiter am Uhrwerk der Welt. Von Anfang an spüre ich, dass meine eigenen Lebens-themen, auch der seit Anfang des Jahres auf sich aufmerksam machende Schmerz in meiner rechten Hand, noch dringlicher auf ein Hinhören pochen. Das Persönliche ist immer auch ein Ausschnitt des Ganzen. Das mag auf den ersten Blick unbehaglich sein, da wir unser Ich dabei zu verlieren glauben, aber

auf den zweiten Blick ist es noch unbehaglicher, das Unbehagen bleibt, lange. Denn das Ich verwandelt sich, ohne uns zu fragen – weil es uns kennt. Es dauert, bis das Unbehagen in Wissen übergeht. Teile davon verschwinden aber auch zugunsten eines neuen Selbst, das uns der Schmerz, der Verlust und die Not zuspielden. Wilder als alles Vergängliche ist unser Wunsch zu leben. Die Verwandlung bleibt nicht aus. Der Schmerz, die Verletzlichkeit, die Krankheit sind oftmals ihre Fürsprecher. Wir verwandeln etwas in uns in winzigsten Augenblicken, das Jahre, manchmal Jahrzehnte in uns gewirkt hat. Dann dreht sich der Wind in unserem Geist, die Seele fängt an zu sprechen. Pantherzeit ist Seelenzeit. Die Seele ist jenes Epizentrum in uns, das Stefan Zweig in seinem Aufsatz über Sigmund Freud mit Kraft und Widerstand in Verbindung gebracht hat, als er schrieb: „Das sicherste Maß jeder Kraft ist der Widerstand, den sie überwindet.“ Etwas stürzt um und wird wiederaufgebaut. Neu. Es hört für immer auf, uns zu schonen. Anders als vorher. Anders schon dadurch, dass es uns überrascht hat. Und da ist. Unwiederbringlich. Was wird jetzt in uns, mit uns und für uns überwunden? Der Spiegel und seine Versprenkelungen sind eine Sprache, so, wie auch der Traum eine Sprache ist, über den Sigmund Freud sagte, es sei der Königsweg zum Unbewussten. Wege und Umwege sind meine Lebensbücher. Eine Lektüre, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in-

einander bündelt und in ein Bild führt, ist mehr als ein äußerer Ort je sein kann. Wege und Umwege sind Abbilder unseres inneren Seins. Das Labyrinth legt sich nie schlafen. Ich denke an einen ersten Gedanken zurück, der in mir aufstieg, als ich Gregor kennenlernte und das begann, was bis heute unsere Liebesgeschichte ist: dass ich jeden Schmerz, jeden Umweg, jeden Hunger, jede Not noch einmal freiwillig erleben würde, wenn dies die Bedingung dafür wäre, ihn in diesem Leben treffen zu dürfen. Und nun sind wir gemeinsam mit unserem Kind eingeschleust in diese zersplitterte Zeit, in der ich mit keinem anderen Menschen so leben, so bestehen könnte wie mit ihm. Ich bin dankbar, dass ich dankbar sein kann.

Merkwürdigerweise steigt dieser Tage zeitgleich zu meiner Dankbarkeit allabendlich in großer Deutlichkeit meine sozialistische Kindheit mit Rilkes Worten in mir auf, jene Zeit der blauen Schuluniformen, der Pioniersterne und des tagelangen Hungerns, die sich mir, je länger der Ausnahmezustand dauert, als ein innerer Ort der verdichteten Stille zeigt, auf die ich zurückgreifen kann, wie man mit nackten Füßen auf einer Sommerwiese geht. Dieses Gefühl verbindet mich mit meiner ureigenen geistigen Arche Noah. Was wird vom Alten für das Neue überleben, was mitkommen auf die andere Seite der Zeit? Meine Mutter kommt mir in den Sinn, ein Bild von ihr, wie sie zwei junge Schlangen tötet, die

sich in der Sonne eines Sandbergs vor unserem dalmatinischen Haus niedergelassen haben. Schlangen gelten hier als das Böse. Aber wie Mutter auf sie einschlägt, sieht es für mich wie Sünde aus. Was wird mir dieses Bild und die Frage nach dem Erbe der Zeit noch alles erzählen wollen? Schwarze Schlangen, diese Hüterinnen der Schwelle, ich habe sie nie vergessen. Getötete, tötende und heilende Schlangen: ich habe Kunde von allen.

Das Jüdische Museum in Berlin baut seit zwei, drei Jahren für ein Kinder- und Jugendmuseum eine riesige Arche Noah aus Holz. Diese Koinzidenz, mit Blick auf die leeren Büroräume des Museums in der alten Blumengroßmarkthalle, auf die ich jeden Tag schaue, ist in meiner Innenwelt ein großes Ereignis. Überhaupt ergreift mich das in den Jahren der Einsamkeit eingeübte Erstaunen über die präzisen Verstreungen von Innenwelt und Außenwelt mit immer größerer Vehemenz. Die Arche Noah des Jüdischen Museums gleicht ein bisschen den visionären Entwürfen des amerikanischen Architekten Richard Buckminster Fuller. Fast kann ich über ihr seine geodätische Kuppel sehen, eine Art spirituelle Biosphäre, in der das zu rettende Erbe in meiner Vorstellungskraft seinen Platz in der Luft erhält. Wir atmen diese Luft ein, die uns Leben ist und Raum und Zeit und Geschenk. Heute habe ich wieder, wie mit noch nie dagewesener Kraft, das Aufsteigen neuer,

starker Gedanken in mir beobachtet. Die Gnade und das Geschenk sind gute Gründe, dankbar zu sein auch für das Allerkleinste.

Die Dankbarkeit fühlt sich aber auch manchmal, wenn ich spazieren gehe, geradezu verboten an, denn dankbar bin ich auch dafür, dass die Stadt uns Fußgängern und Fahrradfahrern wieder oder überhaupt zum ersten Mal in unserem bisherigen Leben richtig gehört. Ganze Straßenzüge um den Checkpoint Charlie, diese Chiffre sinnloser touristischer Unternehmungen, bei denen die Weitgereisten recht besehen gar nichts sehen – warum also nicht gleich in der sanften Vorstellungskraft reisen? –, sind leer; eine ursprüngliche Schönheit zeigt sich mir darin, weil niemand mit dem Auto und kaum jemand zu Fuß unterwegs ist. Ich sehe einmal, in den frühen Morgenstunden, in der Leere der Straßen plötzlich die Tiefe der Geschichte aufscheinen, als ein im Raum harrendes Herzensecho der Schicksale und Gefährdungen all jener, die in dieser einst geteilten Stadt und an dieser Straße und an diesem Checkpoint einmal standen, als es um alles ging – um ihr Leben.

Jetzt, anders gelagert und doch, geht es in diesem seelenwetterwendischen Frühling um alles, was wir sind, wie wir leben und atmen und auch darum, wie wir weiterleben und weiteratmen wollen. Ich lerne nun noch genauer, auch die leiseste Regung in mir

zu lesen. Und wenn ein Mensch sich in der Ferne zeigt, steigt in mir das gleiche wie in der von Einsamkeit geprägten Kindheit lieb gewordene Erkennen des Anderen als atmendes Gegenüber auf. Auch dafür empfinde ich nun Dankbarkeit, dass da einer geht und steht und in den Himmel guckt. Da, da geht ein Mensch, sage ich meiner Tochter, die vorne auf dem Fahrrad ganz nah bei meinem Atem sitzt. Ja, sagt sie, ja. Jetzt sind unsere Lungen nicht nur an ein unsichtbares Pneuma angebunden, sie sind auch potenzieller Austragungsort des Virus, der uns unheimlich ist und uns ungeahnten Gefährdungen aussetzt – und wir können kein Widerwort leisten, der Wind geht, wie er will und der Geist sieht uns an wie er will. Unsere Lungen, sie sind uns also Lebenszeichen und Verhängnis in einem geworden. Kommt es jetzt mehr denn je darauf an, wie wir atmen und was wir sagen und wie wir es, in welchem Atemmodus, zum Ausdruck bringen, was wir denken und was wir fühlen? „Der Atem nimmt sich unserer Schwachheit an“, heißt es im Römerbrief des Paulus. „Denn wir wissen nicht, worum wir in rechter Weise beten sollen, der Atem selber tritt jedoch für uns ein mit Seufzen, das wir nicht in Worte fassen können.“

Alles ruht. Die Luft scheint befreit von unseren Sorgen. Obwohl sich so viele Menschen gerade jetzt Sorgen machen, ist eine neue Leichtigkeit vernehmbar. Der Himmel ist zur Pantherzeit überaus klar.

Auch die Gedanken der Menschen scheinen zur Ruhe gekommen zu sein, einzeln vernommen, haben sie wirkliches Gewicht, sprechen sofort zu mir, bieten sich, da alle im Außen leise und unsichtbar geworden sind, als begehbare Kontinente an. Igor aus Belgrad schrieb mir, er lese jetzt zum wiederholten Male „Die Pest“ von Albert Camus, es gefalle ihm jetzt besser als vor vielen Jahren. Er, der das Glück hatte, lebend dem belagerten Sarajevo zu entkommen, sieht das Ende jener Epoche eingeleitet, die 1990 mit den jugoslawischen Kriegen begann und nun, in diesem göttlich klaren Frühling 2020 mit einer Pandemie zu Ende geht, die uns ausnahmslos alle betrifft. Die längste Belagerung einer Stadt im Zwanzigsten Jahrhundert, die 1425 Tage währte, konnte noch dem einen oder anderen von uns egal sein. COVID-19 ist niemandem egal, jeder ist vom Virus potenziell betroffen und eingeschränkt.

Wir nehmen mitten in der Pandemie Abschied von der alten Zeit und in diesem neuen Zeitzwischenraum sind wir nun Menschen, wie wir noch nie Menschen waren. Ich lese zufällig, ein Zufall, der wieder einmal Fügung ist, seit ein paar Wochen Ossip Mandelstam, der in einem stalinistischen Lager bei Wladiwostok ums Leben kam. In seinem am 4. Mai 1937 für seine Frau Nadeshda geschriebenen Gedicht „Die leere Erde unwillkürlich rührend“ notiert Mandelstam: „Denn alles wird auf